

10. Die Maitresse

Es ist nicht so einfach wie in Paris, daß man ein Mädel nimmt, ihr zwei Glas Benediktiner zahlt und dann mit ihr ins Quartier zieht; wofür sie zum Dank dann Strümpfe und Unterkleider stricken darf und als Grisette lebt von einem zum andern, bis ans Ende.

Bei uns in Wien ist die Maitresse das Zeichen bürgerlicher Wohlhabenheit. Ein Vorrecht der besitzenden Klasse, der letzte Schliff, die feinste Nuance, das beneidenswerteste Ding. Wer einen Haupttreffer macht, wer im Theater Erfolg hat, wer auf der Börse mit Glück spielt, wer im politischen Leben hervortritt, muß eine Maitresse haben. Er versteht es sonst nicht, zu leben, er ist ein unvernünftiges Vieh, das sich den Reiz unerlaubten Glückes nicht zu malen weiß. — Die Zeit, da Liebespiel ein Vorrecht der Edelleute war, ist vorüber. Mit dem Heißhunger der Enterbten stürzen sich die Beamten, die mit einem Schlage zu Ansehen und Geld kommen, auf Sensationen, die am pikantesten sind, wenn die ganze Welt von ihnen spricht.

Ich kenne viele Leute, die nie mehr geehrt sind, als wenn man sie fragt: „Wie geht's Ihrer Maitresse?“ — Der Franz Josephs-Orden, gilt ihnen viel weniger als die Auszeichnung, daß die ganze Welt sie um ge-

wisse Vorgänge in hübsch eingerichteten Schlafzimmern beneidet.

Für „verstohlenen Glück“ sind die Mädels immer zu haben, die Klugen nehmen sich Millionäre und Großgrundbesitzer, die Ehrgeizigen Theaterleute und Operettenkomponisten, die Idealistinnen Grafen und Fürsten.

Zur Maitresse braucht's dreierlei. Ein bißchen Kenntnis in Liebesfachen, das ist für die Nächte; ein Schlafrock aus feinem, weichen Stoff, mit Spitzen und offenem Busen, dazu Parfüm: „Suchten mit Heliotrope“, das ist für die Nerven; dann einige Walzertakte Klavierkenntnis und genau so viel Französisch, das ist für: „Meine Maitresse ist aus feinem Haus“.

Wienerinnen sind in der Regel klug und geschmackvoll, und das ist ihnen ein Kleines.

Nun ein Leitfaden, wie man rasch und ohne Speßen die Karriere der Maitresse einschlägt. Mit vierzehn aus der Schule, mit sechzehn das erste Verhältnis, mit siebenzehn Promenaden in der innern Stadt, verbunden mit Rendez-vous, Chiffre-Briefen. — Da kann's nicht fehlen. Wer Konservatorium oder Theaterschule besucht, erspart Ring und Körnthnerstraße, denn das liegt auf der Strecke. —

Viele Tausende bieten dem Glück die Hand, wollen es zwingen, schreiben Sonntags in die Blätter: „Feine junge Dame wünscht nur sehr reichen Herrn kennen zu lernen“, oder „Ich suche Mäcen, muß sehr vermögend sein“, oder „Habe entzückendes Heim, suche Kavaliere, am liebsten Millionär als Mitbewohner.“

Das ist verfehlte Methode. Die Maitresse darf sich nicht anbieten, sie muß gewonnen werden. Die meisten „von der Zeitung“ haben trübe Erfolge, fallen „gewissenlosen“ Ausbeutern in die Hände, die billige Liebe suchen und mit Schlöffern, die im Monde liegen, prozen.

Ihr Heim liegt draußen in einer neuen Straße des Cottage. Unten der Hausbesitzer im Souterrain, im ersten Stock eine alte Dame, die von Erinnerungen zehrt und mit niemand verkehrt, im Hochparterre Fräulein Eveline. Das gnädige Fräulein geht sehr selten aus, der „Herr“ will's nicht. Fräulein Eveline hat eine stattliche soziale Position, der Delikatessenhändler sagt: „Rüß d' Hand.“ Der Kohlenmann sagt: „Rüß d' Hand“ und die Hausmeisterin greift immer nach ihren zarten Fingern und schmaßt d'rauf. Sie ist also der höchsten Ehrung, die Wiener Volksgunst je verleihen vermag, teilhaftig geworden.

Eveline ist ein hübsches Mädel von zweiundzwanzig, Tochter eines Postbeamten, der noch lebt und lange Jahre von nichts gewußt hat. Mama ließ sie in die Nähsschule gehen und zu Hause Kleider machen für sich und Bertha. Bertha ist um einige Jahre jünger und furchtbar altklug, sie wird immer bevorzugt. Eveline hat im Regellklub einen jungen Beamten kennen gelernt, der ging mit ihr. Als er sie drankommen hatte, wollte er sie heiraten. Ja, Schnecken! Auf der Gasse staunte sie einmal den Troussseau der Fürstin Windischgrätz an. Sie schwelgte in Spitzen, Wäsche und Monogrammen. Ein Herr verschlang sie und entkleidete sie gleich im Geiste und sah sie sofort mit diesen hübschen Stücken angetan. Und da er fand, daß es ihr gut passen mußte, ging er ihr nach und bettelte um ein Rendez-vous und bekam es. —

„Aus dem Haus!“ tobte die Mutter, als sie hörte, daß es ein „Gspuß“ mit dem Baron gebe. Er war aber kein Baron, ein Herr von zweiundvierzig, noch sehr hübsch und jung, der seine Tage im Ministerium verlebte und sich furchtbar langweilte. Er hatte nämlich eine reiche Frau.

Mamachen bekam schöne Geschenke, Bertha erhielt hübsche Kleider und nur Papa wußte nichts. Der Älteste, der in einer Bank war, wußte auch nichts. Er war achtundzwanzig und sehr ernst. „Er ersticht ihn und Dich!“ sagte die Mutter, mit Bezug auf ihren Ältesten, der die personifizierte Ritterlichkeit war. — Einmal waren sie im Theater und der Älteste, der Eduard, der in der Bank war, stand im Parterre. Er wartete auf das Paar und die arme Ebeline war einer Ohnmacht nahe. Der Herr aus dem langweiligen Ministerium stellte sich vor und lud Eduard ein. Er gab ihm Cigaretten, er zahlte einige Rognaks, er nahm ihn beiseite: „Du (sie waren von Haus aus per Du), wenn Du einmal ein paar Blaue brauchst, dafür bin ich da, der Schwager.“ Eduard sagte: „Wannst es so dick hast, brauchen tät ich's schon.“

„Det Jeschäft war richtig.“ An dem Abend gingen Edi und Eby ins Hotel, und der ritterliche Eduard verfügte sich zur Madame Rosa, wo er Beziehungen hatte.

Der Vater hatte keine Ahnung; der kümmerte sich um seinen armseligen Beruf, wurde hager und mager und kam aus den Schulden nicht heraus. Er nahm sich doch eines Tages seine Gala-Uniform, als man ihm die Wahrheiten hämisch und neidisch ausbreitete, und suchte den Verführer auf. Es gab eine Szene. Sie endete damit, daß der alte Herr seine Tochter von sich wies. „Es ist gar nicht unmöglich, daß ich die Ebeline heirate, wenn meine Frau stirbt“, sagte der Cavalier.

Nun haute er ihr ein Nest, draußen im Cottage, und die Eby sandte einen Betrag allmonatlich ins Elternhaus. Die Mutter empfing ihn, aber der Vater durfte nie wissen, woher das Geld kam. Er war der sicheren Meinung, daß es aus einem Wohlthätigkeitsfonds stammte. Aber er sprach nie davon. Die Bertha durfte zu der

verstoßenen Schwester niemals, es sei denn, daß man irgend etwas brauchte; der Bruder kam öfter, schließlich so oft, daß der Baron sich die Expressungen verbat.

Evy war jung und hübsch und lebenslustig. Ihr „Bräutigam“ genügte ihr nicht; sie ging vor- und nachmittags auf die Straße, und da sie nichts sah, was sie hätte interessieren können, spazierte sie verstoßen in die Stadt, wo die schönen Männer sehr billig sind. Einer mit einem tadellosen Gehrock, mit einer Chrysantheme im Knopfloch, mit grauen Handschuhen und braunem Teint gefiel ihr. Sie angelte ihn kinderleicht. „Kommen Sie heute nachmittags.“ Nun hatte sie das Spielzeug. Er kam gern und oft. Die Hausmeisterin bekam noble Douceurs. Nun schwelgte Evy in Geld, Wohlleben und Liebe. Eduard mit seiner Hundenaese spürte die Geschichte aus und wollte Geld von Eveline. Geld oder Verrat. Der neue Verehrer erkannte die Gefahr und warf den Bruder über die Stiege.

Der Rechte kam regelmäßig gegen sechs Uhr abends. Tagsüber hielt ihn das Bureau fest. Die wackere Hausbesitzerin warf ihm ein „Küss' d' Hand, Herr Baron“ zu, er nahm den Schlüssel und trat ein. Ein junges Frauenzimmer mit weißer Schürze öffnete die Tür, sie war ganz als Stubenmädel adjustiert und hatte schönen Lohn. Im Zimmer stand Evy im Schlafrock. Es war alles auf Liebe gestimmt. Der elektrische Luster steckte in zarten, blaß rosafarbenen Gläsern, die Lambrequins waren von schwerem Samt, die Stores doppelt dicke Spitzen, die Vorhänge dunkelgrüner Plüsch. Es roch nach feinen, aparten Odeurs, das Klavier stand offen und die Kerzen brannten. Evy spielte die „Baccarole“. Das wollte der Baron. Bei diesen Klängen rauchte er seine Cigarre und dann entkleidete er sich. —

Der Herr Bräutigam war immer gleich zart. Er

wollte Liebe für sein Geld, und Eby bot sie ihm. Er sprach mit ihr von vielen politischen Dingen, und er ließ zeitweilig durchschauen, daß er endlich doch noch die Geschicke Oesterreichs in die Hand bekommen werde. Sie las eifrig die Zeitungen; sie verstand es, ihn anzuregen. Er nannte sie „Mausi“, sie hieß ihn „Manni“. Von der Familie sprachen sie niemals, das war abgemachte Sache.

Es ist selbstverständlich, daß der schöne Fritz, den sie sich erworben hatte, zu Tageszeiten kam, die nicht mit den Amtsstunden ihres Bräutigams kollidierten. Aber einmal kam es zum Krach. Der „Baron“ hatte keine Lust, bis drei Uhr seinen Dienst zu versehen; er hatte Sehnsucht nach seiner kleinen lieben Eby und fuhr nach dem Cottage. Das war dumm. Der Schlüssel sperrte nicht, die Thür war verriegelt, das Stubenmädchel war verlegen und verschämt und sagte, die Herrin sei nicht zu Hause. Er ging aber ins Zimmer und fand sie schlafend, schnarchend. Das stört immer die Liebe, wenn die Frau schnarcht, um so mehr, wenn sie im Duett schnarcht. Der schöne Fritz sprang nackt aus dem Bett und eilte ins Badezimmer, wo er seine Kleider hatte. Eby wischte sich den Schlaf aus den Augen und dann streckte sie die Arme sehnsüchtig nach dem Bräutigam aus. Er sprach nur einige Worte, er gefiel sich fast in dieser Romansituation: „Ich habe Sie geliebt, Madame, Sie haben mich betrogen, ich verachte Sie. Es ist alles aus, ich komme nicht wieder.“

Er ging, und der schöne Fritz kroch wieder ins Bett. Sie schliefen ruhig ein, und um drei Uhr läutete sie dem Stubenmädchen: „Holen Sie vom Krebs kalten Aufschnitt und eine Flasche Sherry!“

Nach Tisch besprachen sie die Zukunft, denn mit der Apanagierung war's nun aus. Die Möbel konnte

ihr der Verfloßene nicht nehmen, denn die waren auf sie geschrieben; der Zins war bis zum November gezahlt, es war also kein Grund zum Verzweifeln. „Jetzt habe ich Dich, jetzt darf ich Dich lieben, Du süßes Bubi,“ sagte sie. Er wehrte ihre heißen Zudringlichkeiten ab. „Jetzt heißt's klug sein, Kazerl,“ antwortete er. „Du weißt ja, ich hab' nichts; wir müssen weiter denken.“

In der Not brauchen sie immer den Rat der Mutter. Die ganze Familie verkehrte jetzt bei Ewy, nur Eduard durfte sich nicht sehen lassen, das war der „Schandfleck“ geworden. Man hatte ihn einiger ganz unbedeutender Diebereien halber aus dem Bureau geworfen und Fritz erklärte, ein Verkehr mit ihm sei unmöglich. Der Vater saß bekümmert im Schaukelstuhl; er war in Pension gegangen und fürchtete in unbestimmtem Ahnen, daß jetzt die Zuschüsse aus der geheimen Stiftung aufhören würden. Die Mutter ordnete den Wäschekasten und rechnete aus, welchen Versakwert die Dinge hätten. Bertha aber zog die Schubladen hervor, schnüffelte nach intimen Dingen und roch die parfümgeschwängerte Luft mit unendlichem Behagen. —

Der fürsorglichste war der schöne Fritz. Er nahm alle seine Bekanntschaften in Durchsicht und schaute nach den reichsten. Endlich hatte er einen, einen Verwaltungsrat einer rentablen Gesellschaft. — Einmal brachte er ihn zu Mittag, just in die traueste Familiengesellschaft. Ewy war entsezt. Sie hatte ästhetische Vergnügungen an ihren Liebchaften; der war häßlich und roch nach Schweiß, den wollte sie nicht, der widerstrebte ihr, zu solchen Scheusalen hatte sie noch Zeit. Der „Bankier“ brachte Geschenke mit. Nach Tisch zogen sich die andern zurück; er blieb allein mit Ewy, er sprühte Leidenschaft und Feuer; sie wies ihn zurück, und er wurde ganz toll. „Herrlich, Kazerl,“ sagte Fritz, „wenn der nicht das Doppelte schmeißt wie Dein Baron, lasse ich mich köpfen.“

„Ja, er schwitzt zehnmal so stark und ich mag ihn nicht, er soll mir nicht mehr kommen.“

Das große Glück erschien ganz aus dem Plötzlichen. — Am Vormittag promenierte sie im Prater, zur Freudenau. Auf den Reitwegen Offiziere, in der Hauptallee hübsche Wagen. Zwei Herren in feiner Uniform sahen sie; einer stieg ab, reichte einem Reitknecht die Zügel und sprach mit ihr über die Sache so leicht, so einfach, als sei es das Selbstverständlichste. Ob sie frei sei, ob sie keinen großen Anhang habe, ob sie gewillt sei, mit dem Herrn einmal zusammenzukommen?

Der Herr aber ritt davon und war sehr elegant und sah sich öfters um.

Sie sagte „ja“, als wäre das ihre Profession. Man besprach, am nächsten Tage in der Allee nach dem Lusthaus sich zu treffen. Sie kamen in Zivil. Der eine, der gestern die parlamentarischen Vorkehrungen traf, blieb diskret zurück; der andere war der „Herr“. — Eddy erkannte ihn sofort. Er war sehr hübsch, groß und kräftig. Die Kleine kannte ihn schon aus den Schaukästen der Photographie- und Kunsthandlungen. Sie sagte aber „Herr Offizier“ zu ihm und stellte sich naiv.

Sie sprachen nur wenige Minuten, dann erzählte sie ihm von ihrem ungetreuen Bräutigam, von ihrer hübschen Wohnung draußen im Cottage. Sie fügte auch noch errötend hinzu, es werde sie sehr freuen, und sie mache sich eine große Ehre daraus.

Er lächelte: „Sie kennen mich?“

Sie sagte: „Nein, Herr Offizier.“

Er flüsterte ihr den Namen ins Ohr und sie wollte erbleichen. Zum Teil brachte sie's fertig. Er hatte den Eindruck, den er wollte. Dann folgte die Adresse. Und er meinte, er würde zu ihr kommen, gegen Mitternacht in den nächsten Tagen, sie würden schon einig werden.

Sie knixte und er grüßte jovial wie bei der Parade. — Hinter ihm ging mit undurchdringlichem Gesicht ein Diener, die Nase hoch oben in den Wolken, er selbst ganz erfüllt von Würde und Grandezza.

Papa, Mama, Evy, Fritz und Bertha saßen beim Kaffee und sprachen von unseligen Kindern, die ihr Glück mit Füßen stoßen, denen Bankiers gewillt sind, zweitausend Gulden monatlich zu bezahlen. — Da platzte sie heraus. Da sagte sie's ihnen ins Gesicht, da schlug sie's ihnen um die Ohren: „Ich habe einen Erzherzog!“

Der Vater stand auf. Er war ganz der Beamte, er griff mechanisch nach der Stelle, wo er, zwanzig oder dreißigmal in seinem Leben den Degen getragen hatte, er war stolz auf dieses Kind. Die Mutter sah mit schwimmenden Augen nach dem herrlichen Mädchen, Bertha guckte nach den Bildern nackter Frauen und nur Fritz lächelte pöflich: „Du Kaiserl, das ist eine schlimme Sache, tu' das nicht, da kann man Unannehmlichkeiten haben.“

Der Vater erhob sich: „Herr Fritz, ich verbitte mir das!“ Seine Anhänglichkeit an das Fürstenhaus wurde lebendig.

Fritz sagte ruhig: „Ich will Euch etwas erzählen: „Die Mizzi hatte auch einen, der ließ sich einladen, kam zu Soupers und gab einen Ring zum Geschenk. Ich habe ihn selbst ins Versakamt getragen. Wißt Ihr, was er wert war? Fünfzehn Gulden! Und das Essen hat vierzig Gulden gekostet, ich habe die Krebse beim Tommassoni gekauft.“

Ja, ja, der Fritz kannte die Sachen. Er schilderte so lebhaft, daß die Mutter einen Seufzer über die ungeratenen Kinder von heute nicht unterlassen konnte, daß der Vater im Kampf zwischen Kindesliebe und angestammter Treue, die letztere fahren ließ. —

Aber Eby erklärte: Ich liebe ihn und er kommt bald, vielleicht noch heute.

Die beiden Alten gingen fort, kummerbeladen und besorgt. Frik blieb und Bertha.

Es war spät geworden, man drehte das Licht auf und Betty, das Stubenmädchen, erhielt neue Strümpfe und ein weißes Schürzchen. Der Hausmeisterin aber sagte Eby: „Ich bitt' Sie, Frau Kleininger, es kommt ein Herr heut' oder morgen, er ist in Uniform oder in Zivil. Sie kennen ihn nicht, o nein, Sie kennen ihn gewiß nicht. Er hätt's nicht gern und er wird öfter kommen; die alte Scheibmann muß gekündigt werden und niemand darf's wissen. Solche Geschichten darf man ja nicht hören. Nicht der Greisler darf's wissen und nicht der Wirt. Wenn's brav sind, dann können wir dem Pepi vielleicht das Militär ersparen.“ — Sie sagte das so lieb, so bescheiden, daß die Hausmeisterin noch viel höher hinauf riet. Aber sie schwieg, denn die drei Jahre des Pepi, die waren ihr unbequem. Vielleicht hatte sie unter Millionen das Glück. —

Im Salon stäubte Eveline das Klavier ab und richtete Noten her, den Boccaccio und die Fledermaus. Auch „die Liebe vom Zigeuner stammt“ aus Carmen. Nun kam noch Chippre auf den Divan und zwei Prachtausgaben des „Faust“ auf den Tisch. Die Vorhänge waren dicht zugezogen und sie legte einen blaßblauen, funkel-nagelneuen Schlafrock an. Er schmiegte sich ihren zarten Körperformen an, er ließ sie jungfräulich erscheinen und dazu nahm sie die roten Pantoffeln und weiße, spinnwebfeine Strümpfe. Das mußte doch selbst ein hoher Herr apart finden. —

Mitten unter Nesteln und Zupfen hörte sie Schreien, Kreischen und Lachen aus dem Schlafzimmer. Sie eilte zur Thür und fand sie verschlossen. Böse Ahnungen

füllten sie, im Augenblick gaben ihr Schreck und Born Riesenkraft. Ein Stoß, ein Anstemmen des Körpers, die Klaffte die Thür, die Riegel hatten nachgegeben und da sah sie das Entsetzliche: Bertha und Frik auf den zerwühlten Betten.

„Schuft!“ schrie sie und wollte auf Frik los. Er erhob sich aus seinem Schauffement, er sprach nichts. Da faßte sie das kleine Ding, die Bertha, bei den offenen Haaren, „Du — Du —“ sie schlug sie ins Gesicht und Frik ließ es geschehen. —

Bertha sagte leifend und zischend: „Laß mich los, ich will es auch gut haben, ich will auch solche Kleider haben, wie Du, solche Möbel, ich bin schon über sechszehn ich will nicht länger Kleider für mich nähen, ich will auch gut leben.“

„Hat er Dir das gesagt?“ fragte Eby heiser. „Der, Schuft, er hat ja nichts, ich habe ihn ausgehalten. Was willst Du von ihm?“

Frik war dabei, seine Kravatte zu binden. „Ich bitte mir das aus, Eveline,“ sagte er ganz trocken. „Die Kleine ist überreif. Ich habe sie Deinem Bankier bestimmt, der nimmt sie und hat das Haus schon eingerichtet auf der Wieden. Die ist eben geschaidter. Und ehe sie zu ihm ging, eher, eher — nun eher wollte sie eben was von dem kennen lernen, was ihr bevorstand.“ —

Bertha lachte ganz frech und in Eby stieg ein Gefühl des namenlosen Ekels über sich und ihre Umgebung auf. Sie schlug die Hände vor's Gesicht, unterdessen hastelte der Mensch dem Mädchen die Jacke zu. —

Es klingelte, klingelte nochmals und nochmals. Eveline wußte, wer es war. Sie hatte der Hausmeisterin den Auftrag erteilt, ihn auf solche Weise anzukündigen, den neuen Herrn. Augenblicklich richtete sie die Haare, eilte zum Toilettetisch, nahm Puder und vermischte die

Tränenspuren. „Du mußt durch's Fenster und wenn du den Kragen brichst“, schrie sie Fritz zu. Er sah sie mit melancholischem Blick an. „Es ist aus!“ sagte er, „Du siehst mich nicht mehr.“ —

Dann stieg er in der Pose eines Romeos auf den Sessel und sprang die eineinhalb oder zwei Meter aus dem Hochparterre in den Garten. — „Du empfehlst Dich sofort, Du, Du — Du Mensch,“ keuchte sie Bertha zu. Dann zu den Betten. Sie wollte über die Polster hinwegstreichen, da schrie sie auf: „Fort, fort, Du Dirne, Betty soll im Augenblick kommen, das Leintuch muß gleich weg. — Diese Schande.“

„Dir konnte das nicht mehr passieren,“ höhnte das junge Mädel. Da tönte die Klingel vom Gang und eine Thür schlug zu. — Eby stand im Salon. Ja, das war er, da stand er in ihrer Wohnung, schön, groß, stolz, wie auf der Photographie. Er legte den Säbel ab, er sagte: „Behaglich ist's bei Dir.“ —

Mit leisen Schritten kam Bertha aus dem Schlafgemach, knixte vor der Schwester, sagte: „Du läßt also der Mutter die Hand küß'n“, und sah mit kurzen Blicken auf den Gast.

Bei der Thür wandte sie sich nochmals um: „Gute Nacht, Herr Leutnant!“